

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 205. Bromberg, den 8. September 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

Urheberschutz für (Copyright 1932, by) Dr. G. Panstingl, den Haag, Holland.

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XIX.

Wernoff gründet eine Bank.

Der Riesenkampf Wernoffs mit der Amsterdamer Börse hatte bereits sechs Monate gedauert.

Wernoff zog die Bilanz und sah, daß er mehr als fünfundzwanzig Millionen Gulden besaß. Acht Tage später eröffnete er am Rokin eine eigene Bank. Er hatte ein Geschäftshaus gekauft und umbauen lassen. Über der Tür stand in großen Buchstaben:

„Internationale Handels- en Nyverheidsbank."

(„Internationale Handels- und Industriebank.")

Sie war mit einem Kapital von fünf Millionen Gulden gegründet. Zwanzig Millionen legte Wernoff in sicheren Papieren an, so daß er stets darüber verfügen konnte.

Auf der Börse wurde das Ereignis eifrig besprochen. „Jetzt hat er endlich eine Dummheit gemacht. Die bricht ihm den Kragen! Der Schuster muß bei seinen Leisten bleiben. Wernoff ist ein geborener Spieler, und ein solcher darf nicht Bankdirektor werden. Wer wird diesem Wernoff sein Geld anvertrauen? Einem notorischen Spieler! Das müßten ja Narren sein. Die Bank macht zu, bevor das Holz in den Schränken trocken ist."

Aber sie sperrte nicht zu; denn durch die Tore kam ein ständiger Zug von Klienten. Die ersten waren die Währungsspekulanten. Sie alle kamen zur Wernoffbank.

Wernoff war ihr leuchtender Führer und bewunderter Halbgott gewesen, als er einer der ihren war, und sie kamen zu ihm, als er eine Bank hatte, um durch ihn zu spielen. Er hatte eben den Ruf der kühnen Unfehlbarkeit, und der brachte es mit sich, daß seine Bank den Ruf einer Glücksbank bekam. Das allein war ein Vermögen wert; denn die Zahl der Spekulanten war damals ins Ungeheure gestiegen. Jeder wollte rasch reich werden, und Wernoffs Bank hatte solchen Zuspruch, daß sie allein einen höheren Umsatz in Valuten machte als alle anderen Banken Amsterdams zusammen. Natürlich verdiente die Bank dabei ausgezeichnet wenn auch nicht solche Unsummen wie Wernoff mit seinen Spekulationen verdient hatte. Weniger glücklich war die Bank bei dem kapitalkräftigen Publikum, das nicht spielte, sondern eine bescheidene aber sichere Anlagemöglichkeit suchte.

Aber Wernoff hatte für die Welt eine Überraschung vorbereitet. Schon in der letzten Woche vor Eröffnung der neuen Bank hatte er kaum mehr irgendwelche Privatgeschäfte abgewickelt. Damit war seine Spielerlaufbahn abgeschlossen. Erst wollte es niemand glauben. Einmal Spieler, immer Spieler! Die lockende Verführung, die im Spiel lag, ließ keinen mehr aus ihren Klauen. Aber sie wußten eben alle nicht, daß Wernoff nicht gespielt hatte, um einer inneren zwingenden Leidenschaft zu frönen, ja daß er sogar im Herzen das Spiel verachtet. In den dunklen Irrgängen seiner Gefühlswelt lagen andere Triebfedern für sein Handeln. Er lebte nach einem starren und in allen Einzelheiten vorgezeichneten Programm, dessen erste Punkte er nun erledigt hatte.

Sein Spielertum hatte ihm die Grundlage gegeben, die er brauchte. Er war eine Geldmacht geworden. Keine der allergrößten, aber doch ein Mann, der so sicher dastand, daß er ein paar gute Millionen selbst für eine Laune opfern konnte, ohne arm zu werden. Nun war er einmal so weit. Das hatte er seinem Spielertum zu verdanken. Jetzt war es überflüssig geworden, und er warf es weg wie ein lästiges und verbrauchtes Kleidungsstück.

Neue Ziele tauchten vor ihm auf.

Das Ziel, seiner Bank das Vertrauen des ehrbaren und gesunden Kaufmanns- und Bürgerstandes zu gewinnen, der sich vom Spiel fernhält, war eines der nächsten. Es war kein Hauptziel für ihn, nur ein notwendiges Zwischenglied zum Hauptziel. Wohl entsprach seiner Natur die zurückhaltende strenglinige Führung einer Bank, aber dies trat bei ihm in den Hintergrund. Vorläufig wollte er eine gutgehende Bank haben, die Ansehen genoß. Er brauchte sie für seine weiteren Pläne, also arbeitete er daraufhin. Daß ihm eine solche Bank sympathischer war als das Spielerleben, war völlig Nebensache. Hätte zu seinen Plänen das Spielerleben besser gepaßt, hätte er keinen Augenblick gezögert, es fortzusetzen.

Es war keine leichte Aufgabe, das breite Publikum zu überzeugen, daß eine von einem bekannten Spieler geleitete Bank vertrauenswürdig sei. Nichts ist schwerer zu verlöschen als eine Vergangenheit. Im normalen Lauf hätte er Jahre dazu nötig gehabt.

Aber das Glück, das ihm als Spieler so treu gewesen war, diente ihm auch jetzt. Es warf ihm ein ganz bizarres Ereignis in den Weg, das diese Jahre beträchtlich kürzte. Es war eine so außergewöhnliche und unerwartete Sache, wie sie eben nur im Leben eines so außergewöhnlichen Menschen vorkommen konnte.

Bald nach seiner Ankunft in Holland hatte er sich ein Pferd gekauft. Es war ein Halbblut, ein guter irischer Hunter. Der Besitzer der Manege, der im ersten Augenblick gehofft hatte, den reichen Russen übers Ohr hauen zu können, war recht enttäuscht, als er sah, daß dieser von Pferden ebensoviel verstand wie er selbst.

Erst untersuchte Wernoff das Pferd vom Gebiß bis zu den Hinterfesseln, dann probierte er es in den einzelnen Gangarten, und dann ließ er Barrieren in die Manege tragen und den Gaul springen. Mit Mißvergnügen sah der Reitlehrer, daß dieser Mann im Sattel so zu Hause war, daß er ganz gewiß keine Reitstunden mehr brauchte.

Wernoff kaufte das Pferd gegen zwei Drittel des erstgeforderten Preises und ließ es in der Obhut der Manege. Manchmal — aber selten — kam er in den Abendstunden, um einen Ritt zu machen. Regelmäßig kam er nur Sonntag vormittags.

Und stets ärgerte er sich darüber, daß Amsterdam für einen Reiter gar nichts zu bieten hatte. Stets wieder denselben Weg! Durch den Vondelpark auf dem Wandelweg hinaus zur Amstel.

Er und das Pferd hatten sich gut aneinander gewöhnt, und außer Jan war es wohl das einzige Geschöpf, das für Wernoff wirklich freundschaftliche Gefühle hegte. Freilich behandelte er es auch gut. Oft stieg er nach einem Ritt von ein oder anderthalb Stunden ab, lockerte den Sattelgurt, holte den Zaum aus dem Maul des Pferdes — eine Kandare gebrauchte er nicht — und setzte sich auf eine stille Bank am Wandelweg. Der Gaul kannte das und dachte gar nicht daran, wegzulaufen. Er stellte sich dicht neben Wernoff auf; denn er wußte, daß nun ein paar Leckerbissen in Form von gelben Rüben kamen — und dazu noch ein paar Stückchen Zucker. So sicher war er dieser Gaben, daß er, wenn Wernoff aus Vergeßlichkeit oder Absicht etwas zögerte, seinen Herrn mit dem Kopf anstieß, um ihn zu erinnern.

Eines Tages, es war bald nach der Gründung der neuen Bank, war Wernoff wieder ausgeritten. Er war am Wandelweg nicht weit vom Amsteldyk, als er hinter sich das Gedröhn von Pferdehufen hörte.

Sein Gaul spitzte unruhig die Ohren, und Wernoff wußte, noch bevor er sich umdrehte, daß da hinten ein scheugewordenes Pferd daherraste.

Ein Blick nach rückwärts, und er sah ein Vollblut im tollsten Galopp, auf dessen Rücken eine weibliche Gestalt sich festklammerte. Weit dahinter galoppierte ein Reitknecht. Die Sache war gefährlich, denn etwa vierhundert Meter weiter vorn floß die Amsel und schnitt den Wandelweg in einem beinahe rechten Winkel ab.

Wernoff setzte sich tiefer in den Sattel. Sein Pferd fühlte instinktmäßig, daß sein Herr nun viel von ihm verlangen würde und folgte auf das erste Zeichen der Galopphilfe.

Anfangs war es ein kurzer Galopp. Wernoff wollte den Ausreißer hinter sich herankommen lassen, um beim Vorüberjagen die Zügel zu ergreifen.

Dabei durfte er freilich nicht fehlen; denn das Vollblut war sicher viel schneller als sein Hunter.

Jetzt hörte er die Hufschläge dicht hinter sich. Er legte seinem Tier leicht die Sporen an. Das genügte — es schoß vorwärts. Dabei gab er die rechte Seite für das andere Pferd frei. Dieses raste heran, sein Kopf kam seitlich in Sicht. Wernoff bog sich hinüber, ergriff die Zügel, und beide Pferde jagten nun Brust an Brust dahin. Vergebens versuchte das Vollblut, sich loszumachen; Wernoff hielt die Zügel mit unnachgiebigem Griff, und dicht vor der Amselkreuzung standen beide Tiere still. Ohne den andern Gaul loszulassen, sprang Wernoff ab und half der Reiterin beim Absteigen.

Es war die Tochter eines millionenschweren Amsterdamer Großkaufmanns, die Wernoff da vor einem wahrscheinlich bösen Schicksal gerettet hatte.

Am nächsten Tage waren die Blätter voll von Beschreibungen des Vorfalles. Bilder des Mädchens — mit und ohne Pferd — ein altes Bild von Wernoff, wie er die Börse verließ, ja sogar ein Bild seiner neuen Bank wurden gebracht.

Wernoff war der Held des Tages.

„Der Mann, der im Sattel ebensogut zu Hause ist wie auf der Börse!"

Dabei wurde die Tatsache ausgeschrien, daß er das Spiel aufgegeben hatte. Das psychologische Rätsel war gelöst. Solch ein Mann war selbst dazu imstande.

Der Direktor der „Continentalen Kommerzbank" sagte: „Morgen gehe ich und lerne reiten. So eine Reklame ist Millionen wert."

Am Morgen nach dem Vorfall kam der Vater der Geretteten in die Bank und blieb mehr als eine Stunde bei Wernoff. Der ruhige, zurückhaltende Ernst Wernoffs machte einen starken Eindruck auf ihn. Endlich faßte er seine Zweifel in offenen, ehrlichen Worten zusammen:

„Wissen Sie, Herr Wernoff, ich verstehe Sie nicht. Sie waren bisher ein großer Spieler, ein Spekulant, und haben nun eine Bank gegründet. Fürchten Sie nicht, daß . . ."

„Man mir nicht vertrauen wird? Ich fürchte es nicht. Ich weiß es. Was mich bewogen hat, ein Spieler zu werden, was ich vorher im Leben nie gewesen bin, ist Nebensache. Was ich als Spieler erreichen wollte, habe ich erreicht! Und langsam werden es auch die andern glauben, daß ich kein Spieler mehr bin."

Sein Gegenüber sah ihn einen Augenblick an, dann sagte er:

„Ich glaube es Ihnen heute schon."

Einige Tage darauf übertrug er seine laufenden Geschäfte an die Wernoffbank. Nach ihm kamen andere. Erst vorsichtig und zögernd — aber sie kamen und blieben und — — — brachten wieder andere.

Die „Internationale Handels- en Nyverheidsbank" oder „Ihany", so wie man sie in Amsterdam nannte, war schneller ins Geschäft gekommen, als es die Zweifler gedacht hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Pflanzenjäger.

Von H. Frank-Obermüller.

Wer sich bei uns an einer saftigen Kirsche oder an einem noch höher geschätzten Pfirsich erfreut, wird sich dabei kaum bewußt, daß die Ahnen dieser herrlichen Früchte im fernen Kleinasien wuchsen, von wo sie der alte Schlemmer Lukullus in Italien einführte. Aus dem sonnigen Süden brachten dann römische Händler sie nach dem rauheren Norden, wo beide Obstsorten ihnen zusagende Lebensbedingungen fanden und heute in Mengen zu wichtigen Bestandteilen unserer heimischen Pflanzenwelt geworden sind. Ähnliches gilt von der Kartoffel, dieser aus Amerika stammenden Knollenfrucht, die, von dem englischen Seefahrer Franz Drake nach Europa gebracht, sich hier im Laufe der Zeit in zahlreichen Ländern geradezu zu einem Volksnahrungsmittel entwickelt hat.

Besonders das letzte Beispiel zeigt, wie wichtig die Übertragung gewisser Pflanzen von einem Erdteil in einen anderen unter Umständen zu werden vermag. Es kann daher nicht weiter Wunder nehmen, daß Wissenschaft und Volkswirtschaft in zahlreichen Ländern sich zusammengetan haben, um neue Pflanzenarten fremder Zonen aufzusuchen und auf ihre Brauchbarkeit in anderen Gegenden zu prüfen. Vor allem die Vereinigten Staaten, denen ja auch heute noch für derartige Zwecke reichlich Mittel zur Verfügung stehen, haben hier Bedeutendes geleistet. Ihr Landwirtschaftsamt besitzt eine eigene Abteilung für die Einführung fremder Pflanzen und schickt jährlich Gelehrte und Forscher in alle Welt hinaus, um auf nützliche oder vielleicht einmal nützlich werdende Vertreter der Pflanzenwelt geradezu Jagd zu machen.

Diese Pflanzenjäger haben kaum geringere Mühsale und Beschwerden, ja, nicht selten auch Gefahren zu bestehen als die wilden Tieren nachstellenden Jäger und Tierfänger. Das zeigt z. B. das Leben eines der ersten dieser Pflanzenjäger, des unlängst verstorbenen Frank N. Mayer, der nicht weniger als neun Jahre hindurch das weite China zu Fuß durchwanderte und schließlich im Jangtse ertrank. Ihm verdanken die Amerikaner so nützliche Früchte und Futterpflanzen wie den chinesischen Pfirsich, verschiedene Birnenarten, das Tausendfuß-Gras und wertvolle Wallnuß- und Ulmenarten. Einer seiner größten Erfolge scheint die Dattelpflanze zu werden, deren Kerne Mayer in den uralten Ming-Gräbern unweit Peking entdeckte und die in den Vereinigten Staaten von Jahr zu Jahr an Beliebtheit gewinnt.

Natürlich bleiben Fälle nicht aus, bei denen ein großer Aufwand an Mühe und Geld mit einem Mißerfolg endet. Auch Mayer mußte dies erfahren. Er hatte gehört, daß in dem Dorfe Fei in der Provinz Schantung ein besonders wohlschmeckender und dabei ungewöhnlich großer Pfirsich gezogen werde. Aber in Fei angekommen, stieß er auf den entschiedenen Widerstand der Bewohner, die selbst vor Drohungen nicht zurückschreckten. Sie wußten, daß ihre Pfirsiche sonst nirgends in dieser Güte vorkamen, daß sie gewissermaßen ein Monopol darauf hatten, und gedachten, dieses zu behalten. Schließlich gelang es Mayer, den Besitzer einer großen Pflanzung zu einem Geschäft zu bewegen. Aber zu was für einem Geschäft! Der habgierige Chinese zeigte sich bereit, dem Amerikaner die gewünschten Bäume zu überlassen, aber nur, wenn dieser die ganze Pflanzung mit einigen hundert Stämmen kaufte! Mayer, der mit drei oder vier vollauf zufrieden gewesen wäre, aber

unbedingt den seltenen Pfirsich mit nach Hause nehmen wollte, blieb nichts anderes übrig, als in den sauren Apfel zu beißen. Er kaufte, zahlte und zog mit einigen Pfirsichbäumen ab. Als der frischgebackene Pfirsichpflanzenbesitzer dann heim kam und die Früchte genauer untersuchte, stellte sich heraus, daß sie zu einer gewöhnlichen Abart gehörten und mit den berühmten Fei-Pfirsichen überhaupt nichts zu tun hatten.

Erfolgreicher erwiesen sich einige andere Neuerungen, die der berühmte Pflanzenjäger in seiner Heimat einführte; so die chinesische Ulme, die in der amerikanischen Präríe, wo schattenspendende Bäume sonst nur schlecht fortkommen, sehr gut gedeiht. Und auch die chinesische Walnuß hat sich den amerikanischen Arten, die leicht an bestimmten Krankheiten eingehen, als durchaus überlegen erwiesen.

Der heute so bedeutende Weizenbau verdankt seine Bedeutung zum nicht geringen Grade einem anderen Pflanzenjäger, Mark Carleton. Auf der Suche nach einer ergiebigeren und widerstandsfähigeren Art kam der Genannte bis nach Sibirien. Der von ihm entdeckte Rote Kharkoff-Weizen erwies sich als ein Schlager. Heute wiegen sich seine Ähren über vielen hunderttausend Hektar, und das gleiche gilt von einer anderen, gleichfalls russischen Weizenart, dem Frühen Kubanka, in noch höherem Grade.

Erst im vergangenen Jahre kam eine neue Kartoffel in die Vereinigten Staaten, auf die vier Pflanzenjäger Jahre hindurch in den Wildnissen Südamerikas Jagd gemacht hatten. Wer die höchstens erbsengroßen Knollen sieht, mag sich fragen, worin der Vorteil gegenüber den bisher bekannten Sorten liegt. Aber auf die Größe kommt es hier nicht an. Die neue Kartoffel hat sich als außerordentlich widerstandsfähig gegen gewisse schädliche Krankheiten und gegen Erfrieren erwiesen. Durch zweckmäßige Kreuzung dieser Zwergkartoffel mit anderen üblicher Größe hofft man eine Knollenfrucht zu erzielen, welche die guten Eigenschaften beider Arten in sich vereinigt.

Eine besondere Art der Pflanzenjäger ist noch zu erwähnen, die weniger dem volkswirtschaftlichen Nutzen als der Befriedigung der Liebhaberei und Sensationssucht reicher Leute dienen: die Orchideenjäger. Menschen, die es sich leisten können, legen zuweilen Wert darauf, die seltsamsten Kinder der Tropen, die in den eigenartigsten Formen und Farben auftretenden Orchideen, in ihren Gewächshäusern zu sammeln. Die Folge ist, daß man immer neue Arten den Urwäldern Hinterindiens und vor allem Südamerikas zu entreißen sucht. Man macht sich nur schwer eine Vorstellung davon, welche Gefahren in diesen schwer zugänglichen, meist von tückischen Fiebern heimgesuchten Ländern dem kühnen Orchideenjäger von Mensch, Tier und Natur drohen. Ist es dann glücklich gelungen, eine noch unbekannte Form zu finden und zu bergen, so gilt es, sie unter allen erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen nach Europa oder den Vereinigten Staaten zu schaffen, wo sie die Sammlung eines reichen Sonderlings zieren soll. Daß unter diesen Umständen für lebende aus den Tropen eingeführte Orchideen zuweilen geradezu unwahrscheinlich hohe Preise gezahlt werden müssen, läßt sich ohne weiteres verstehen.

Die Geburtstagsüberraschung.

Skizze von Hans-Eberhard von Besser.

Gesine Oldenhaus, Studentin der Rechte, schritt den Waldweg hinunter, rasch und sicher, mit all der rassigen Biegsamkeit ihrer 19 Jahre. Der lose Gummimantel rauschte um ihre schmalen Knie, irgendwo in der Dickung schrie ein Nachtvogel, Fittiche knatterten, dann war es still, nur der sommerliche Wind geigte verstohlen auf seiner Fiedel.

Und nun tauchte auch schon das Dorf aus dem Mondglanz heraus, geduckt drängten sich die schlafenden Häuser an die Kirche, alles lag in matt silbernes Licht gebettet.

Die junge Studentin schritt rascher aus, nun war sie am Ziel. Die lange Fahrt lag ihr noch in den Knochen. Doch was tat man nicht, um den geliebten Papa zu seinem 60. Geburtstage zu überraschen! Gesine Oldenhaus löchelte, ihr Vater hätte schmunzelnd gesagt: „Gesine, feix' nicht so frech!" Ganz leise und unbemerkt wollte sie in ihr Zimmer huschen und morgen früh vor dem Sechzigjährigen stehen, der ihren Besuch nicht erwartete. Die Zeiten waren hundsmiserabel, das Geld auch bei einem Landarzt nicht mehr allzu reichlich. Ja, sie hatte geknapst und sich mit vielen Privatstunden geschunden, um das Reisegeld zusammenzubringen.

Ein Köter fuhr heiser auf, als das junge Mädchen das ein wenig abseits gelegene Dorf betrat. Knurrend zog er sich wieder zurück. Da lag schon die kleine Villa des Doktors, Gesine öffnete geräuschlos die Gartenpforte.

Vorsichtig ließ sie dann den Schlüssel in die Haustür gleiten. Nun hieß es leise sein, damit nicht noch im letzten Augenblick die ganze Überraschung flöten ging. Das Köfferchen unter den Arm geklemmt, huschte Gesine über die Treppe, hinauf in ihr Giebelstübchen. Aufatmend schloß sie die Tür hinter sich, es hatte fein geklappt! — Hell gleißte der Mond im Raum, Gesine brauchte kein Licht, sie begann, herzhaft gähnend, das Köfferchen auszupacken. Da, hielt sie jäh inne, ein leiser Schritt tönte aus dem Garten durchs offene Fenster herein. Gesine schob die hoch geschwungenen Brauen zusammen. Verflixt juchhe — sollte der alte Herr etwa den Mondschein genossen haben und in der Laube — doch nein, Papa war von dem Herumjokeln mit dem kleinen Wagen immer so todmüde — sie glitt ans Fenster. Ein Mann schritt durch den mondhellen Garten.

„So eine Unverschämtheit!" brummte Gesine. „Das ist ein Walzbruder, jetzt kommen die Kerle schon in die Gärten, um sich eine Bleibe zu suchen. Als ob der Wald nicht groß genug wäre! Aber vielleicht sitzt dem armen Wicht ein Landjäger im Nacken, na mag er . . ." Schnell packte die Studentin weiter aus, sie war hundemüde. Doch plötzlich hielt sie wieder inne, ein Geräusch machte sie stutzig, leise schlich sie ans Fenster— sie wurde aschfahl. Da stellte gerade der Mann die große Leiter an, nun schlug sie auf dem Fenstersims auf. Gesine fühlte einen leichten Schwindel — der Bursche wollte einbrechen. Mit einem Satz war sie bei der Tür, ihr Herz raste, sie mußte rufen. Da fiel ihr die Geburtstagsüberraschung ein, energisch warf Gesine den blonden Pagenkopf zurück. Wäre ja noch schöner, wenn sie nicht mit dem Patron allein fertig würde, alles hatte so gut geklappt und nun — die Studentin hörte, wie der Mann langsam die Sprossen der Leiter heraufklomm. Mit einem Satz war sie an der Glasvitrine in der Ecke, dort lag das Rasiermesser Napoleons I. zwischen den Meißner Leuchtern, von dem es hieß, daß es im Wagen des Kaisers bei Waterloo gefunden worden sei; ein Oldenhaus hatte es mitgebracht. Sie nahm das Messer, ihre Hand zitterte, als sie es aufklappte und den Schildpattgriff umspannte.

„Halt, wollen Sie sich vielleicht aus dem Garten scheren, oder soll ich Ihnen Beine machen? Los, 'runter und dalli 'raus, sonst — —"

Der Mann auf der Leiter verharrte, verdutzt blickte er das Mädchen am Fenster an, der Mond flimmerte auf der Klinge des Rasiermessers.

„Sie sollen sich zum Kuckuck scheren, wird's bald?"

Der Mann auf der Leiter stieg langsam höher, um seinen bartlosen Mund zuckte es. Gesine wankten die Knie; sie wich mit schreckweiten Augen zurück, unfähig, einen Laut von sich zu geben. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Auf der obersten Sprosse machte der Mann halt und ließ sich auf der Fensterbank nieder.

„Sie werden sofort umkehren. Sie werden mein Zimmer nicht betreten", stieß Gesine unsicher hervor. Sie hatte sich gefaßt und maß die Entfernung zur Tür mit den Augen — ein Satz und sie war draußen.

„Ihr Zimmer? Das ist doch mein Zimmer. Ich möchte wissen, was Sie eigentlich in meinem Zimmer zu suchen haben."

Gesine schaute auf, sie begriff nicht, doch der Ton der Stimme klang sympathisch und gar nicht gefahrdrohend.

„Dies ist doch nicht Ihr Zimmer. Was reden Sie denn? Ich bin hier in meinem Zimmer, und Sie werden nun machen, daß Sie wegkommen!"

„Bitte legen Sie doch das Rasiermesser Seiner Majestät fort! Sie könnten sich verletzen."

Die Studentin war sprachlos. „Sie kennen dieses Messer?"

„Selbstverständlich, jeder Mensch weiß doch, daß ein Oldenhaus bei Waterloo Napoleons Rasiermesser mitnahm; das muß man wissen, gehört zur allgemeinen Bildung. Im

übrigen befinden Sie sich doch in meinem Zimmer, da steht mein Wecker auf dem Nachttisch, hier liegen meine Bücher, und dort am Schrank baumeln meine Knickerbockers, sehen Sie denn nicht?"

Gesine überlegte fiebernd. Hatte der Vater ihr Zimmer vermietet? Was war denn nur los? Doch warum stieg der seltsame Mann durch das Fenster.

„Zerbrechen Sie sich nicht das Köpfchen, lassen Sie sich berichten, Fräulein Oldenhaus!" fuhr der Mann auf der Leiter heiter fort. „Ich treibe Familienforschung, sitze täglich hinter den Kirchenbüchern in der Pfarre, ein Ferienvergnügen. Nun hat der gute Pastor das Haus voll Besuch, da nahm mich Ihr Herr Vater auf. Heute vergaß ich den Hausschlüssel, es wurde spät, der Wein des Pastors ist gut, so suchte ich auf diesem Wege in mein Zimmer zu gelangen und — —"

Gesine lachte und legte mit komischer Wichtigkeit das Rasiermesser Napoleons fort. „Und was nun?" fragte sie schelmisch.

„Ja, was nun?" Der Mann auf der Leiter verschränkte die Arme, und dann meinte er: „Wir gehen in den Garten unter die Linde. Die Nacht ist ja doch schon so gut wie um, und ich würde natürlich keine Ruhe finden, wenn ich wüßte, Ihnen den Platz weggenommen zu haben."

Gesine überlegte — sie konnte nicht wagen, sich ein Lager im Wohnzimmer herzurichten. Das wäre gefährlich — es war am besten so.

„Los, dann starten Sie!" erklärte sie kurz entschlossen.

Blitzschnell sauste der Mann die Leiter herab, Gesine kletterte nach.

„Doktor Wiemer", empfing sie der Herr mit formgerechter Verneigung.

Sie schritten durch die Helle der Nacht, den dufterfüllten, träumenden Garten. Lange saßen sie schweigend unter dem betörenden Blühen der Linde, dann sprach Wiemer von seinen Forschungen, von dem Kommen und Gehen einer Sippe, dem Auf und Ab und der großen Lebensbahn des Blutes. „Man ist nur das Glied einer Kette und muß sich selbst immer wieder in die geben, die nach einem kommen."

Gesine Oldenhaus hob den Blick in die Sterne. „Wir leben alle unter dem Spruch unseres Blutes", sagte sie besinnlich.

Und im Schweigen dieser seltsamen Nacht wurde das Innerste laut, fand sich Mensch zu Mensch, und die Worte erhielten Gewicht. Sie rührten an die tiefsten Dinge des Erdendaseins, ihre Gedanken wanderten steil empor, hinweg über Grablegung und Auferstehen, hinein in die Sterne. Gesine Oldenhaus faltete mit einer heiligen, frauenhaften Gebärde die Hände im Schoß — sie ließ es geschehen, daß der Mann behutsam seine Rechte darauf legte. Ganz nahe war der Himmel mit seinen leuchtenden Sternen. —

Als der Sanitätsrat Oldenhaus am nächsten Morgen auf die Veranda kam, stand Gesine am Frühstückstisch. Sie flog dem Vater entgegen. Da erschien Dr. Wiemer mit zwei mächtigen Rosensträußen, einen für den alten Herrn, den anderen für Gesine.

„Das ist mein Verlobter, Papa, wenn ich schon mit einer Überraschung komme, dann mache ich sie auch ordentlich."

Und alles, was der verblüffte Sanitätsrat sagen konnte, war: „Mädel, feix' nicht so frech!"

Grieg-Anekdoten.

Der dänische Komponist Niels W. Gade, der Freund Mendelssohns und Schumanns, verfolgte Griegs künstlerische Entwicklung mit warmer Anteilnahme, wenngleich ihm Griegs betontes Norwegertum nicht angenehm war. Als Grieg in Kopenhagen seine Violinsonate op. 13 zur ersten Aufführung brachte, kam Gade in das Künstlerzimmer und sagte: „Lieber Grieg, die nächste Sonate müssen Sie wirklich weniger norwegisch machen!" Der angriffslustige Grieg aber erwiderte: „Im Gegenteil, Herr Professor, die nächste soll es noch mehr werden!" Den besonderen Beifall Gades fanden Griegs Klaviersonate op. 7 und die Violinsonate op. 8, die noch starke Spuren der deutschen Schule tragen. Sehr hübsch erzählt davon Grieg:

Ich nahm sie beide mit zu Gade, der draußen in Klampenborg wohnte. Er überflog sie mit Befriedigung, nickte, klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Das ist in der Tat hübsch. Nun wollen wir sie genau bis in alle Einzelheiten studieren." So stiegen wir eine enge, steile Treppe zu Gades Studierzimmer hinauf, wo er sich an den Flügel setzte und mit wahrer Begeisterung spielte. Oft war mir erzählt worden, daß Gade eine Menge Wasser trank, wenn ihn etwas entzückte. An jenem Tage trank der Professor vier große Flaschen Wasser leer!

Gade war jedoch nicht immer so gutgelaunt. Als ich ihm zum Beispiel nach einiger Zeit die Partitur zu meiner Ouvertüre „Im Herbst" (op. 11) brachte, schüttelte er mit dem Kopfe und sagte: „Nein, Grieg, das ist nichts. Gehen Sie nach Hause und schreiben Sie etwas Besseres." Ich war durch dieses Urteil stark entmutigt. Bald nachher aber wurde ich in unerwarteter Weise gerächt. Ich arrangierte die Ouvertüre für Klavier vierhändig und schickte sie nach Stockholm, wo gerade die Akademie für Musik einen Preis für die beste Ouvertüre ausgesetzt hatte. Von den Richtern, deren einer Gade war, wurde mir der Preis zuerkannt! Er muß also das Stück in der Zwischenzeit vergessen haben — oder er war an dem Tage, an dem ich es ihm zeigte, in sehr schlechter Laune gewesen.

*

Als Grieg sich mit seiner Frau, der heute hochbetagt in Bergen lebenden Nina Grieg-Hagerup, der späteren idealen Interpretin seiner Lieder, verlobte, erklärte sich Griegs Schwiegermutter mit folgendem drastischen Ausspruch dagegen: „Er ist nichts, er hat nichts und macht eine Musik, die niemand hören will!" Auch bei der Hochzeit war die Stimmung sehr trübe, denn noch niemand wollte an die Prophezeiung des befreundeten Sängers Steenberg glauben, der die Eltern Hagerup mit den Worten zu beruhigen suchte: „Seien Sie nur ruhig, er wird weltberühmt werden!"

*

Eines Tages fuhr Grieg mit seinem Freunde Frants Beyer in Bergen in einem kleinen Boot zum Fischen hinaus. Plötzlich ging Grieg ein musikalisches Thema durch den Kopf. Er nahm ein Stück Papier aus der Tasche, schrieb den Gedanken in aller Ruhe nieder und legte das Papier neben sich auf die Bank. Ohne daß Grieg es merkte, jagte ein Windstoß das Blatt ins Wasser. Freund Beyer fischte es heraus, las es heimlich durch und steckte es in die Tasche. Nach einer Weile pfiff er die Melodie vor sich hin. Wie vom Blitz getroffen, fuhr Grieg aus seiner Träumerei auf: „Was war das?" Nachlässig antwortete Beyer: „Nur ein Einfall, den ich eben hatte." — „Zum Teufel!" erwiderte Grieg, „gerade hatte ich genau dieselbe Idee!"



Lustige Ecke



Im Metzgerladen.



„Ein Viertelpfund Leberwurst — aber keine frische."

„Warum?"

„Mein Vater hat gesagt: Hole ein Viertelpfund Leberwurst; aber wenn du keine frische bringst, kannst du sie selbst essen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.